

KOLUMNE



Liebe geht durch den Magen

Unsere Autorin Marie Fink singt ein Loblied auf die Küche.

Dr. Eckart von Hirschhausen fragt zwar, was sie danach macht, aber fest steht: Die Küche ist das Herz eines Hauses – da wird die Liebe gemacht. Männer haben Garagen – Frauen ihre Küchen. Der Inhalt zählt.

Was dem einen der Porsche 818 Spyder ist, ist der anderen die P 7340 im Porsche-Design. Aber was wir alle schon immer gewusst haben: Jede gute Party endet nicht in der Garage, sondern in der Küche. Da sollten Raumreserven voll ausgeschöpft werden. Bekanntermaßen finden Gäste Platz in der kleinsten Hütte und sind der Meinung, dass Speisen ihre Leiber und Seelen zusammen halten.

Nicht nur auf den Bauernhöfen der Alpen, in fast allen Kulturen ist die Kochstelle das Herz des Hauses: In der Mongolei heizt sie die ganze Jurte, und auch in Afrika sammelt sich die Familie um den gemeinsamen Topf.

So hat also der arrivierte Londoner Küchendesigner Paul Marazzi, der erst kürzlich die teuerste Küche der Welt präsentierte, vollkommen recht: „Eine Küche muss eine Seele haben und den Raum zu einer emotionalen Erfahrung machen.“ Trotzdem können wir uns nicht vorstellen, dass „Willst du mal meine P 7340 sehen?“ ein Abschleppspruch werden könnte. „Kommst du noch auf einen Kaffee rein?“, klingt irgendwie besser.

1926 erfindet die Wiener Architektin Margarete Schütte-Lihotzky die Einbauküche. Genial, denn ab nun werden Arbeitsschritte vereinfacht und Arbeitswege verkürzt. Ihre berühmte Frankfurter Küche ist bis heute das Urmodell und fester Bestandteil moderner Wohnkultur, die nun mit ausgeklügelter Vernetzungstechnologie weiter entwickelt wird.

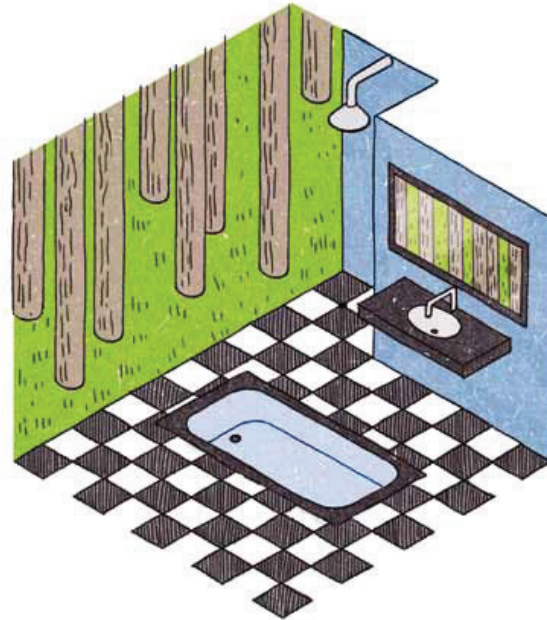
Aber ist das Smart Living? Ist mit Smart Living wirklich die Steuerbrücke für Kochmanöver und Gerätebedienung gemeint? Drei Dinge braucht der Mensch – im Grunde genommen: einen Herd, einen Tisch und genügend Plätze.

Meine Mutter kommt zu Besuch. Ich zeige ihr, wie ich mit dem iPad (Wer ist das, Kind?) die Küchengeräte steuern kann. „Fabelhaft!“, sagt sie, „ich mach uns mal ne Graupensuppe“. Ur-Omis Geheimrezept aus Masur. Sie braucht einen Topf, ein Messer und ein Holzschneidebrett. Wir essen gemeinsam am großen Küchentisch. „Will noch jemand was?“ „Ich, ich, ich!“

Es sind doch die einfachen Dinge, die glücklich machen.

Neue Wohnlichkeit

Das Bad von morgen erfüllt Wellness-Träume.



Imke Rosebrock / Redaktion

Die Designer-Wanne steht mitten im Raum, hochwertige Armaturen blitzen am Waschbecken, die ausgeklügelte Beleuchtung sorgt für angenehme Stimmung. In diesem Luxusbad ist Platz für ausgedehnte Yogaübungen auf wohltemperiertem Boden oder eine Dusche unter der riesigen Regenschauer-Brause. So ungefähr sieht das neue Ideal des Bades in Wohnzeitschriften und ambitionierten Badausstellungen aus.

Vorbei ist die Zeit, als rein funktionale Sanitär-objekte einfach rundum an der Badezimmerwand angebracht waren. Zukünftig, so prophezeien es Trendexperten, besticht das Bad durch eine neue Raumaufteilung, in der zum Beispiel durch kleinere Vormauerungen, Trennwände oder auch freistehende Waschtische, Duschen oder Wannen verschiedene Nutzungszonen definiert werden.

Aus der ehemals ungemütlichen Nasszelle wird ein Raum neuer Wohnlichkeit. „Dabei können neue Materialien wie speziell imprägniertes Holzparkett oder auch Lederfliesen zum Einsatz kommen“, sagt Birgit Hansen, Innenarchitektin aus Köln, „ebenso lassen sich mit passgenauen Platten aus Mineralwerkstoffen Wände, Möbel und Einbauten effektiv gestalten, Quarzwerkstoffe sind an Wand und Boden einsetzbar.“ Allerdings: Die schicken Materialien sind oft sehr pflegeintensiv, weiß die Expertin. Viele Kunden entschieden sich letztlich doch wieder für Fliesen. Hier geht der Trend in zwei Richtungen: Immer größer und immer kleiner. Fliesen im Großformat, rechteckig oder quadratisch, mit 70, gar 80 Zentimetern Seitenmaß, gern kombiniert mit Mini-Mosaik.

Was gar nicht mehr geht, ist die klassische Schwimmbecken-Optik: Fliesen rundherum bis an die Decke. „Es reicht völlig, nur die Dusche komplett zu fliesen“, sagt auch Innenarchitektin Hansen. „Im Spritzwasserbereich, etwa hinter Waschbecken und Toilette sowie direkt an der Badewanne ist ein Fliesenspiegel in Höhe von einem Meter zwanzig optimal, die restlichen Wände im Bad bleiben nur verputzt. Das ist auch besser fürs Raumklima.“

Wer sich möglichst lange an seinem neuen Bad erfreuen möchte, sollte schon jetzt an Zeiten den-

ken, in denen die eigene Beweglichkeit nachlassen wird. „Easy Bathroom“ nennt die Vereinigung Deutsche Sanitärwirtschaft (VDS) ein Zukunftskonzept, wonach Badezimmer für alle Generationen gleichermaßen geeignet sein sollten. Ein rutschfester Bodenbelag, ausreichend Platz für Rollstühle und Rollatoren, unterfahrbare Waschtische, Sitzgelegenheiten in der bodenebenen Dusche oder Haltegriffe an Badewanne und Toilette – solche Details tragen dazu bei, dass Senioren länger in vertrauter Umgebung wohnen bleiben können. Sie erleichtern aber auch kleinen Kindern oder einem 40-jährigen Hobbysportler mit gebrochenem Bein das Leben.

„Auch die Themen Nachhaltigkeit und Umweltschutz werden bei der Badplanung immer wichtiger“, berichtet Birgit Hansen. Neue Armaturen senken den Wasserverbrauch und somit, bei Warmwasser, auch den Energiebedarf im Haushalt. Zugleich schreitet die Digitalisierung weiter voran. „Manches mag heute noch als Spielerei gelten, aber benutzerdefinierte Einstellungen an Wannen- und Duscharmaturen, angesteuert über ein Touchpad oder sogar das Smartphone, sind bereits auf dem Markt“, sagt Hansen.

Mehr Raum, mehr Komfort, mehr Sicherheit, für jedes Alter und jeden Bedarf. So könnte die Zukunft aussehen. Doch ein Blick in die Gegenwart ernüchert: Die Bäder in deutschen Privathaushalten sind im Durchschnitt keine acht Quadratmeter groß, 28 Prozent kommen nicht einmal auf sechs Quadratmeter, so das Ergebnis einer aktuellen Bad-Studie des Branchenverbands VDS, ausgeführt von der Gesellschaft für Konsumforschung.

Hier dürfte kaum Platz für architektonische Wellnessräume sein. Von Barrierefreiheit ganz zu schweigen. Birgit Hansen hat sich auf Badsanierungen im Bestand spezialisiert. „In vielen Bauten aus den Siebzigern und Achtzigern ist zum Beispiel der Bodenaufbau sehr niedrig“, erklärt sie. „Da ist kaum Platz, um Leitungen in den Boden zu versenken, so wie es etwa für eine bodenebene Dusche nötig wäre.“ Zudem, das dürfe man bei aller Design-Diskussion nicht vergessen, wollten die Menschen noch immer pflegeleichte, praktische Bäder. „Ein Waschtisch, der ein paar Zentimeter von der Wand abgerückt ist, sieht gut aus. Aber vernünftig putzen kann man dahinter kaum.“